



**University of
Zurich**^{UZH}

**Zurich Open Repository and
Archive**

University of Zurich
University Library
Strickhofstrasse 39
CH-8057 Zurich
www.zora.uzh.ch

Year: 2015

Träge Tropen: Arbeitsvorstellungen ausgewanderter Tropenschüler in der Nachkriegszeit

Lienhard, Marina

Posted at the Zurich Open Repository and Archive, University of Zurich
ZORA URL: <https://doi.org/10.5167/uzh-130373>
Book Section

Originally published at:

Lienhard, Marina (2015). Träge Tropen: Arbeitsvorstellungen ausgewanderter Tropenschüler in der Nachkriegszeit. In: Bernet, Brigitta; Tanner, Jakob. Ausser Betrieb : Metamorphosen der Arbeit in der Schweiz. Zürich: Limmat, 163-180.

AUSSER BETRIEB

METAMORPHOSEN DER
ARBEIT IN DER SCHWEIZ

HERAUSGEGEBEN VON BRIGITTA BERNET
UND JAKOB TANNER

Mit Beiträgen von Céline Angehrn, Brigitta Bernet, Iris Blum, Flurin Condrau, Gioia Dal Molin, Andreas Fasel, Urs Germann, Thomas Hengartner, Niklaus Ingold, Simona Isler, Christian Koller, Martin Lengwiler, Marina Lienhard, Eva Lüthi, Nicole Peter, Matthias Ruoss, Anja Suter, Jakob Tanner, Carola Togni, Adrian Zimmermann und einem Schlusswort von Marcel van der Linden

10'181'224 g
UNIVERSITÄT ZÜRICH
Forschungsstelle für
schweizerische Sozial-u.
Wirtschaftsgeschichte
Rämistr. 64 8001 Zürich

Eine Publikation des Schweizerischen Sozialarchivs

- 52 Just-Archiv Rheineck. S. 003-09,02/004. Motiv- und Imageuntersuchung, 1973, S. 22.
- 53 Saxer, Daniela. Mit Gefühl handeln. Ansätze der Emotionsgeschichte, in: *Traverse 2* (2007), S. 15-29, S. 26.
- 54 Just-Archiv Rheineck. S. 003-01,03/001. Ansprache, 1955.
- 55 Hochschild, Das gekaufte Herz, S. 30.
- 56 Neckel in: Hochschild, Das gekaufte Herz, S. 19.
- 57 Just-Archiv Rheineck. S. 003-10,03/002. Mappe, S. 2.
- 58 Neckel in: Hochschild, Das gekaufte Herz, S. 15.
- 59 Ebd., S. 16.
- 60 Just-Archiv Rheineck. S. 003-10,02. Chefvertreter-Zirkulare 1936-1945, Nr. 17, 15.10.1940.
- 61 Neckel in: Hochschild, Das gekaufte Herz, S. 19.
- 62 Just-Archiv Rheineck. S. 003-08,03/013.
- 63 Rieger, Stefan. Arbeit an sich. Dispositive der Selbstsorge in der Moderne, in: Bröckling, Ulrich; Horn, Eva (Hg.). *Anthropologie der Arbeit*, Tübingen 2002, S. 79-96.
- 64 Volker, Ulrich Jüstrich, S. 165.
- 65 Just-Archiv Rheineck. S. 003-10,07/003, S. 6.
- 66 Just-Archiv Rheineck. S. 003-10,03/009. Chef-Mappe, 1963-1967.
- 67 Just-Archiv Rheineck. S. 003-10,03/003. Chef-Mappe zur Anwerbung, ca. 1950-1954.
- 68 Bröckling, Ulrich. You are not responsible for being down, but you are responsible for getting up. Über Empowerment, in: *Leviathan. Zeitschrift für Sozialwissenschaft* (2003), S. 323-344, S. 337, 324.
- 69 Eisenhut in: Blum, Eisenhut, Von Tür zu Tür, S. 59.
- 70 Just-Archiv Rheineck. S. 003-009,01. Protokoll vom 14.11.1978.
- 71 Bröckling, Horn, *Anthropologie der Arbeit*, S. 12.
- 72 Just-Archiv Rheineck. S. 003-10,03/009. Chef-Mappe, 1963-1967.
- 73 Just-Archiv Rheineck. S. 003-10,03/002; S. 003,10,03/003. Mappen, um 1942/1944.
- 74 Just-Archiv Rheineck. S. 003-10,03/11. Just-Chefhandbuch, 1974-1979.
- 75 Bröckling, Ulrich. Das unternehmerische Selbst und seine Geschlechter. Gender-Konstruktionen in Erfolgsratgebern, in: *Leviathan. Zeitschrift für Sozialwissenschaft* (2002), S. 175-194, S. 177.
- 76 Just-Archiv Rheineck. S. 003-10,19/001. Briefe und Zirkulare von Emil Hohl, 1945-1960.
- 77 Bröckling, Das unternehmerische Selbst, 2002, S. 180.
- 78 Just-Archiv Rheineck. S. 003-01,03/001. Ansprache, 1955.
- 79 Just-Archiv Rheineck. S. 003-10,03/009. Broschüre Erfolgsbeteiligung, 1961.
- 80 Bröckling, Das unternehmerische Selbst, 2007, S. 7, 13.
- 81 Bröckling, You are not responsible, S. 339.
- 82 Just-Archiv Rheineck. S. 003-10,07/001. Verkaufsschulung 1946-1949.
- 83 Just-Archiv Rheineck. S. 003-10,10/010. Schreiben an Jürg Schoch vom 26.4.1971.
- 84 Just-Archiv Rheineck. S. 003-10,07/013. Berater-Handbuch, 1982.
- 85 Bröckling, You are not responsible, S. 324; Bröckling, Das unternehmerische Selbst, 2007, S. 46.
- 86 Vgl. Bröckling, Das unternehmerische Selbst, 2007, S. 65-73.
- 87 Bröckling, Das unternehmerische Selbst, 2007, S. 280; Bröckling, Das unternehmerische Selbst, 2002, S. 176.

TRÄGE TROPEN

ARBEITSVORSTELLUNGEN

AUSGEWANDERTER

TROPENSCHÜLER IN DER

NACHKRIEGSZEIT

MARINA LIENHARD

«Mañana» heisst es hier immer und überall. Als gewissenhafter Schweizer muss man sich erst daran gewöhnen. Man nimmt es hier im Allgemeinen nicht so rauh [sic]. Wir Schweizer arbeiten hier zwar höchstwahrscheinlich mehr als in der Schweiz, vielleicht nicht so gehetzt, aber länger.»¹

Mit diesen Worten schilderte 1960 ein ehemaliger Schüler der Schweizerischen Tropenschule die Arbeitsmoral in seiner neuen Heimat Kolumbien. Im Bericht, der im Mitteilungsblatt der Schule erschien, beschrieb er sich selbst als «gewissenhaften Schweizer», der sich an das lockerere Arbeitsklima in Kolumbien erst gewöhnen musste. Gleichzeitig versicherte er seinen Kollegen und den Daheimgebliebenen, dass er und seine Kompatrioten auch fern der Heimat fleissig waren; den langsameren Arbeitsrhythmus glichen sie mit längeren Arbeitszeiten aus. Seine Aussage verknüpft rhetorisch Gewissenhaftigkeit, Fleiss und Effizienz mit der Schweiz, Unzuverlässigkeit und Langsamkeit mit Kolumbien. Für die Beschreibung seiner Situation im Ausland spielten der Bezug auf seine Nationalität und die Abgrenzung von der Lokalbevölkerung eine wichtige Rolle. Arbeit wurde dabei zur Kategorie, anhand deren beides verhandelt werden konnte.

Im Beitrag untersuche ich die Korrespondenz zwischen der Schweizerischen Tropenschule und ihren Abgängern und Abgängerinnen² im Zeitraum von 1943 bis 1970.³ Davon ausgehend, dass ein Aufenthalt in einem neuen Umfeld Prozesse der Selbstpositionierung und Abgrenzung gegenüber anderen fördert und sichtbar macht, frage ich nach den Selbst- und Fremdbildern, die von den ehemaligen Tropenschülern entworfen wurden. Im Zentrum steht dabei die Konstruktion nationaler Zugehörigkeit und ihrer «Rassifizierung» sowie die Frage, wie diese Selbst- und Fremdbilder mit Vorstellungen von Arbeit und Nicht-Arbeit verknüpft sind. Es erstaunt

nicht, dass Arbeit ein wichtiger Faktor in den Berichten der ehemaligen Tropenschüler war: Zur Arbeit in der Fremde waren sie an der Tropenschule ausgebildet worden, und ein konkretes Arbeitsverhältnis war der Grund ihres Aufenthalts in den Tropen. Beschreibungen ihrer Arbeit, der Arbeitsverhältnisse und Arbeitsbeziehungen strukturierten ihre Berichte. Arbeit wurde darin auch zum Vehikel, um Vorstellungen des Selbst und der Anderen zu artikulieren.

PERSPEKTIVEN EINER POSTKOLONIALEN GESCHICHTE DER ARBEIT

Arbeit ist in der Schweiz und in Europa im 19. Jahrhundert zu einem zentralen Wert geworden, der stark mit moralischen und sozialen Normvorstellungen verbunden ist.⁴ Im Kontext des Kolonialismus wurde deshalb der Arbeit eine zivilisatorische (Aufstiegs-)Wirkung zugeschrieben.⁵ Zugleich diente Arbeit im Sinne eines «Kreuzzuges gegen den Müssiggang»⁶ der Konstruktion eines Machtgefälles zwischen Kolonisierenden und Kolonisierten und der Disziplinierung der Kolonisierten. Sie war (und ist noch immer) Medium für die Ausübung von Herrschaft im Alltag. Die Geschichte der Arbeit und des Sprechens über sie eignet sich dementsprechend hervorragend als Gegenstand einer Global- oder Verflechtungsgeschichte⁷, die sich für «Abhängigkeiten und Transfers über (nationale) Grenzen hinweg sowie für die wechselseitigen Wahrnehmungen, auf denen Übertragungen jeder Art aufbauen»⁸, interessiert. Eine solche Geschichtsschreibung ist seit der letzten Jahrtausendwende Ziel der «Global Labour History»⁹. Diese plädiert für eine Perspektive, in welcher Verbindungen und Transfers von Menschen, Waren und Ideen über Raum hinweg ins Blickfeld rücken.¹⁰ Marcel van der Linden hat sich dafür ausgesprochen, dass eine solche Forschung auch die Mikrogeschichte einschliessen kann und soll.¹¹ Mein Beitrag versteht sich als Versuch, dieser Aufforderung nachzukommen, und im Sinne einer «global history on a small scale»¹² die Korrespondenzen der ehemaligen Tropenschülerinnen und -schüler in ihrer globalen und insbesondere kolonialen Verflechtung zu analysieren.

Ein zweiter Bezugspunkt ist das Konzept des *Othering* aus der postkolonialen Theorie. Für die Analyse der Verwobenheit von Selbst- und Fremdwahrnehmung erweist es sich als sehr fruchtbar.¹³ *Othering* bezeichnet die Praktiken, Diskurse und Subjektivierungsformen, die einem Individuum oder einer Gruppe dazu dienen, sich von einem Anderen abzugrenzen, wobei das Selbst als Norm und das Andere als Abweichung davon etabliert wird. *Othering* bildet das Eigene und das Fremde nicht ab, sondern bringt es erst hervor. Im Kolonialismus ist *Othering* ein zentraler Prozess: Die Kolonial-

macht definiert ihre Eigenheit in Abgrenzung zu jenen, die es kolonisiert, ausschliesst und marginalisiert.¹⁴ Die Kritische Weissseinsforschung ergänzt das Konzept, indem sie das Augenmerk auf den Nutzen oder Vorteil richtet, der beim *Othering* für das hegemoniale Selbst entsteht. Ausgehend von diesem Ansatz können die Macht- und Herrschaftsansprüche kolonialer und imperialer Unternehmungen, die mit dem Verweis auf die angebliche Überlegenheit der «Weissen Rasse» legitimiert werden, untersucht und dahingehend befragt werden, wie sich das hegemoniale Weisse¹⁵ Selbst als Norm etabliert. Ein zentrales Ziel dieser Forschungsrichtung liegt in einer reflexiven Wende: Rassifizierte Machtverhältnisse sollen so analysiert werden, dass der Fokus nicht ausschliesslich auf den rassifizierten Anderen liegt, sondern sich auch auf das implizit rassifizierte Weisse Selbst richtet.¹⁶ Wie zahlreiche Untersuchungen in den letzten Jahren gezeigt haben, machen koloniale Diskurse an der Schweizer Landesgrenze nicht halt.¹⁷ Auch darum ist es fruchtbar, die Konzepte des Weissseins und *Othering* auf die Situation der ehemaligen Tropenschüler anzuwenden, auch wenn sie nur indirekt Teil der Kolonialmächte sind.

DIE SCHWEIZERISCHE TROPENSCHULE VON 1943 BIS 1989: EIN ÜBERBLICK

Mit dem Ziel, jungen Schweizerinnen und Schweizern ohne Hochschulbildung das nötige Wissen für die Auswanderung in die Tropen mitzugeben, wurde 1943 die Schweizerische Tropenschule gegründet. Sie sollte das akademisch ausgerichtete Bildungsangebot des gleichzeitig gegründeten Schweizerischen Tropeninstitutes ergänzen und die Schülerinnen und Schüler auf eine Tätigkeit als Plantagenassistentinnen, Zuckerchemiker oder auf eine Stelle in einer Handelsfirma vorbereiten.

Das Gesuch, ein Schweizerisches Tropeninstitut (STI) in Basel zu errichten, wurde im Dezember 1943 bewilligt.¹⁸ Der Bund hatte die Universitäten während des Zweiten Weltkriegs dazu aufgefordert, Forschungsvorhaben zu unterbreiten, die «der Industrie, dem Gewerbe und der Landwirtschaft vermehrt Arbeit und Nutzen bringen oder die geeignet sind, den Fremdenverkehr und den Export zu heben»¹⁹. Die Gründung des STI war eine Antwort auf diesen Aufruf und Ausdruck des Willens, die Handelsbeziehungen zum aussereuropäischen Ausland zu stärken und neue beziehungsweise ausbaufähige Märkte zu erschliessen, die vom Krieg weniger betroffen waren als das europäische Umland. Die Tropenschule sollte darüber hinaus dazu beitragen, das Problem der fehlenden Arbeitsplätze im Inland zu lösen, indem sie jungen Arbeitssuchenden die Möglich-

keit bot, sich für eine Stelle im Ausland vorzubereiten.²⁰ Zudem sollte sie die schweizerische Position in den europäischen Kolonien stärken helfen. Das Schweizerische Tropeninstitut und die Tropenschule konnten sich durch ihren Standort in Basel in ein bereits vorhandenes institutionelles Netzwerk, bestehend aus der Basler Mission, der chemischen Industrie, dem Zoologischen Garten, dem Museum für Völkerkunde, dem Naturhistorischen Museum und der Universität, eingliedern.²¹

Eine Kombination aus wirtschaftlichen Zwängen und Chancen, die sich aus der Kriegssituation ergaben, scheinen also den Zeitpunkt besonders günstig gemacht zu haben, ein Tropeninstitut und eine Tropenschule zu gründen. Dies, wie auch die Tatsache, dass mit der Etablierung des Flugverkehrs für ein Binnenland wie die Schweiz die tropischen Gebiete besser zugänglich wurden²², mag mitunter auch erklären, warum die Gründung dieser Institutionen im Vergleich zu ähnlichen Institutionen in Europa so spät erfolgte. Um die Jahrhundertwende gründeten mehrere Kolonialmächte Schulen, um Kolonialbeamte, Offiziere, Pflanzler und Kaufleute auszubilden, die ihre Kolonien besiedeln sollten.²³ Diese Kolonialschulen boten eine vergleichbare Ausbildung zu derjenigen an, die ab 1943 an der Schweizerischen Tropenschule absolviert werden konnte. Dass in der Schweiz, einem Land ohne formalen Kolonialbesitz, eine Tropenschule gegründet wurde, verweist darauf, dass die Schweiz global viel verflochtener war, als es ihre Selbst- und Fremddarstellung vermuten lassen würde, und dass es Formen kolonialer Vergangenheit gab und gibt, für welche formaler Kolonialbesitz keine zwingende Bedingung darstellt(e).²⁴

Die Ausgestaltung und Zielsetzung der Tropenschule wurde im Verlauf der Zeit immer wieder revidiert und reformiert. Während dem Grossteil ihrer Laufzeit war sie als Weiterbildung konzipiert, die Maturanden oder Diplomierten einer technischen Hochschule innerhalb eines Jahres als Pflanzler und/oder als Zuckerchemikerinnen ausbildete. Nach ihrer Umbenennung in «Fachschule zur Ausbildung von Tropenagrotechnikern» im Jahr 1972 wurde die Tropenschule 1981 schliesslich zu einer staatlich anerkannten Technischen Hochschule.²⁵ Dies hatte eine grundlegende Neuorganisation zur Folge: Die Ausbildung wurde völlig neu gegliedert und auf zwei Jahre verlängert. In dieser Form wurde die Tropenschule bis zu ihrer Schliessung im Jahr 1989 weitergeführt.

Jährlich erreichten durchschnittlich vierzehn Abgänger und Abgängerinnen der Tropenschule ihren Abschluss. Eine knappe Mehrheit von ihnen fand nach ihrer Diplomierung Arbeit in Südamerika, der Karibik oder Ost- und Südafrika. Die beliebteste Destination war Tanganjika.²⁶ Laut einer Erhebung der Tropenschule von 1979 verliessen zwischen 33 % und 49 % der ehemaligen Tropenschüler die Schweiz indessen nie.

Ein Schweizer, der in die Tropen auswanderte, musste tüchtig, selbstdiszipliniert und anpassungsfähig sein. Dazu benötigte er Unternehmensgeist und ein gewisses Mass an Risikofreudigkeit, welches aber nicht in Abenteuerlust umschlagen sollte. – Dieses Profil lässt sich den Gründungsakten der Tropenschule und den Presseberichten aus ihrer Anfangszeit entnehmen.²⁸ Diese Charaktereigenschaften sowie Charakterfestigkeit im Allgemeinen wurden meist in Zusammenhang mit dem Schutz vor Illusionen propagiert. Im «Tages-Anzeiger» war 1945 zu lesen: «Falsche Illusionen sind immer gefährlich. Das Leben in den Tropen fordert manchen Verzicht, Selbstzucht und Anpassungsfähigkeit von jedem jungen Menschen, der hinausziehen will.»²⁹ Doch welche Illusionen galt es konkret zu vermeiden? Einigen Aufschluss in dieser Frage gibt ein Auszug aus einem Artikel über die Tropenschule aus der «National-Zeitung» von 1955: «Die Zeiten sind vorbei, wo man eines Tages sein Nastuch in die eine, sein Sackmesser in die andere Hosentasche steckte, den Wanderstab ergriff und sagte: «So, jetzt gehe ich nach Afrika!» und es auch tat. Afrika und die anderen tropischen Länder brauchen heute Leute, die viel können. Man kann nicht mehr mit einer Kiste voll grüner Seife einen Landbesitz von tausend Quadratkilometern mit eingebauter Diamantmine, Straussenfarm, Ölpalmenplantage und komplettem Wildbestand ertauschen. Bessere Negerhäuptlinge haben heute die «Times» und das «Life» abonniert und ordnen den Tagesbefehl ihres Harems mit Hilfe einer Rolex Oyster. Ein erfolgreicher Aufenthalt in den Tropen will heute vorbereitet sein.»³⁰

Dieses Zitat dekonstruiert koloniale Vorstellungen eines rückständigen Afrikas, in welchem jeder beliebige Weisse mit etwas Bauernschläue ein Geschäft mit Rohstoffen machen konnte. Es ist eine Absage an die kolonialen Pioniere, welche durch Landnahme reich geworden sind. Gleichzeitig entbehrt die ironische Zuspitzung dieser Kolonialromantik nicht einer gewissen Nostalgie für eine (imaginierte) vergangene Zeit, in der die Weltordnung noch klar hierarchisiert war. Die zeitgenössische «Unordnung» wird denn auch semantisch markiert, indem sie als Pastiche aus vermeintlichen Gegensätzen daherkommt: die Moderne, die in dem Artikel evoziert wird, ist ein hybrides Gebilde aus kolonialen Stereotypen (Harem, Häuptling) und westlichen Statussymbolen (US-amerikanische Nachrichtenmagazine und eine schweizerische Luxusuhr). Die Absage an den Abenteuerer aus der Kolonialliteratur, der unbedarfte in die Fremde zieht, um nach dem Glück zu jagen und sich zu bereichern, bleibt unvollständig und insofern ambivalent, als er nostalgisch ummantelt wird. Dennoch lautete der Konsens der Presse und der Tropenschule, dass der schweizerische Auswanderer zwar durchaus vom sozialen Aufstieg und Reichtum träumen durfte,

dass er diesen aber durch harte und ehrliche Arbeit verdienen musste. Über die Erfolgsaussichten der Tropenschüler äusserte sich Rudolf Geigy, Vorsteher und Begründer des Schweizerischen Tropeninstituts und Mitbegründer der Tropenschule, in der «National-Zeitung» wie folgt: «Sein Erfolg hängt nicht ausschliesslich von seinem Diplom ab, sondern ebenso sehr von seiner persönlichen Initiative, von Energie und Ausdauer, von seiner Bewährung in der Praxis und von seiner Anpassungsfähigkeit an fremde Verhältnisse.»³¹ Der ideale Auswanderer wurde als Self Made Man imaginiert, der sich durch Tüchtigkeit und Ehrgeiz selber verwirklichen kann. Dass dieser vorgestellte Self Made Man männlich und heterosexuell war, zeigt sich explizit jeweils dann, wenn vor Beziehungen zu «einheimischen» Frauen gewarnt wurde.³² Die Betonung der Eigenverantwortung schützte die Tropenschule auch davor, für ein Scheitern der ausgewanderten Tropenschüler verantwortlich gemacht zu werden. Briefe, in denen sich Schüler über die fehlenden Arbeitsmöglichkeiten an ihren Destinationen beklagten, beantwortete sie mit Varianten der immer gleichen Feststellung: «Fähige junge Leute mit einer gesunden Risikofreudigkeit finden nach Absolvierung des Kurses entsprechende Überseestellen [...]»³³.

Den «richtigen» Charakter benötigten die Abgänger der Tropenschule aber auch in Zusammenhang mit ihren Aufgaben und ihrer Arbeit in den Tropen. Frederik Rohn, holländischer Lehrer für Zuckerchemie und Mitbegründer der Tropenschule, wurde 1954 wie folgt von der «Schweizerischen Volks-Zeitung», Zofingen, zitiert: «Aber noch etwas braucht es dazu: Charakterfestigkeit! Denn ein haltloser Mann wird unweigerlich zugrunde gehen, und nur der wird durchkommen, der seinen Untergebenen ein Vorbild sein kann und Autorität hat. Denn nicht selten haben diese jungen Männer Hunderte von Eingeborenen zu beaufsichtigen, sie tragen die Verantwortung für die ihnen anvertraute Plantage.»³⁴

Rohn ging davon aus, dass (männliche) Tropenschüler in den Tropen selbstverständlich eine Führungsposition einnehmen würden und dass ihnen dabei eine Vorbildfunktion zukommen würde. Dass Rohn für die jungen Auswanderer eine Vorbildfunktion vorsah, hatte damit zu tun, dass er die Tropenschule als Teil einer «zivilisatorischen Aufgabe»³⁵ begriff. Er verknüpfte die Vorstellung einer christlich-kolonialen Zivilisierungsmission³⁶ mit der Forderung nach Führungsqualitäten.

DAS VERHÄLTNISS ZU DEN «EINGEBORENEN»

Das Verhältnis zu den sogenannten Eingeborenen war für ein positives Selbstbild der ausgewanderten Tropenschüler von zentraler Bedeutung.

Dieses Verhältnis wurde allerdings nur als hierarchisch strukturiertes Arbeitsverhältnis wahrgenommen, in welchem den «Eingeborenen» die Rolle einer menschlichen Ressource zukam. Jörg Zürcher³⁷ beispielsweise beschrieb seinen Alltag im Jahr 1954 in Vipingo, Kenia, für seinen ehemaligen Lehrer Frederik Rohn mit folgenden Worten: «Auch habe ich bis jetzt mit den Negern gut arbeiten können, was die Firma zu schätzen weiss. Besonders da die Arbeiterprobleme und Arbeitermangel wie länger je schwieriger werden. Und hier spielt der Weisse eine grosse Rolle, ob er Leute hat, oder ob ihm diese davonlaufen [sic]. Den[n] sie werden überall mit offenen Armen empfangen. Auf vielen Plantagen ist ein richtiger Mangel an Arbeitern eingetreten. Den[n] die aufsteigende Industrie absorbiert so viele Kräfte. Daneben hat es noch Millionen von Eingeborenen, die im Busch leben und in den Reservaten ohne aber eine Hand zu rühren. Ein Hauptübel bei uns selber sind gegenwärtig die hohen Baumwollpreise, welche die Regierung an die Neger zahlt. Somit bleiben viele Leute zu Hause, lassen die Frau Baumwolle ums Haus herum anpflanzen und finden so ihr Einkommen. Oder sie stehlen dem Weissen ein Stück Land im Busch wo er es nicht sieht und machen dort eine kleine Pflanzung. Alle solchen Leute gehen für uns verlustig. Der Regierung ist das praktisch gleich, ob die Leute arbeiten oder nicht.»³⁸

Zürcher hatte kein Verständnis dafür, dass nicht alle Kenianer auf Plantagen oder in der Industrie arbeiten wollten. Er verstand auch nicht, warum die Regierung diese Zustände akzeptierte und durch hohe Baumwollpreise sogar unterstützte. Dass die Kenianer eine andere Art der Arbeit befriedigender finden könnten, war für ihn offenbar undenkbar. Anne McClintock schreibt über Südafrika im 19. Jahrhundert, dass die kolonialen Siedler – geprägt durch die zu jener Zeit in Europa herrschenden Diskurse in Zusammenhang mit Arbeitsdisziplinierung – jegliche Arbeit, die keine kapitalistische Lohnarbeit war, nicht als Arbeit wahrnahmen. Darüber hinaus waren die Siedler von der Arbeit der Afrikaner abhängig, da sie selbst mit der regionalen Landwirtschaft überfordert waren. Somit bedrohte die Subsistenzwirtschaft der Südafrikaner ihre Existenzgrundlage.³⁹ Für Zürcher könnten ähnliche Motive eine Rolle gespielt haben: Er nahm die Subsistenzwirtschaft der Kenianer als Arbeitsverweigerung, also nicht als Arbeit wahr. Dies ist konsistent mit einem bürgerlich-liberalen Weltbild, das Arbeit als kapitalistisch organisierte Lohnarbeit versteht. Zürcher beschrieb die Kenianerinnen als den aktiven Teil bei der Bestreitung des Lebensunterhalts. Die Männer, so seine Formulierung, liessen ihre Frauen Baumwolle anpflanzen. Dies deutet darauf hin, dass in seinen Augen die kenianischen Männer, denen nach europäischem Verständnis die Aufgabe des Brotverdieners zukommt, sowohl in ihrer Rolle als Mann und Patriarch als auch als

Mitglieder der Gesellschaft versagen. Dass er sie in einer interessanten Umkehrung der kolonialen Verhältnisse des Landraubs beschuldigte, passt auch in dieses Interpretationsschema: Sie missachteten das Eigentum – ein Pfeiler der kapitalistischen Gesellschaft – und erarbeiteten sich ihren Besitz nicht. Zürchers Reaktion auf das als Arbeitsverweigerung wahrgenommene Verhalten der Kenianer zeigt aber auch die Selbstverständlichkeit, mit der er Kenianer als potentielle Arbeitskräfte wahrnahm, und die Kränkung, die er dadurch erfuhr, dass sie nicht von ihm als Arbeitgeber abhängig waren. Zugleich offenbart sich, dass es Zürcher ist, der von ihrer Arbeit abhängig war – wie die von McClintock beschriebenen Siedler.

Mit ähnlichem Unverständnis reagierten Johann und Christelle Voumard, als sie bei ihrer Suche nach einem Dienstmädchen in Panama nicht sofort fündig wurden. In ihrem Rundbrief von 1970 schrieben sie: «Die Arbeitslosigkeit ist gross und die Auswahl arbeitsfähiger Mädchen genügend. Komischerweise wollen aber viele Mädchen gar nicht arbeiten, und die Familienväter unternehmen nichts dagegen. Das bisschen Reis, Yucca, Bohnen und grüne Bananen, das die tägliche Nahrung der Mehrzahl bildet, kostet nicht viel oder wächst auf dem Hof hinter dem Haus.»⁴⁰

Auch hier stellt sich die Frage nach der Definition von Arbeit beziehungsweise von Arbeitslosigkeit. Herrschte Arbeitslosigkeit, weil das Arbeitsangebot in Hinblick auf die Arbeitsnachfrage zu gross war, oder stellten die Voumards Arbeitslosigkeit in einem normativen Sinn fest, weil sie das Gefühl hatten, dass die Leute arbeiten müssten, dies aber nicht taten? Die Frage stellt sich deswegen, weil die Arbeitslosigkeit, welche die Voumards feststellten, und die Weigerung zu arbeiten in einem Widerspruch stehen. Fehlte den «arbeitsfähigen Mädchen» die Arbeit, wenn sie gemäss der Aussage der Voumards gar nicht arbeiten wollten? Wie für Zürcher zählte für die Voumards nur kapitalistisch organisierte Lohnarbeit als Arbeit. Daraus folgte ihr Unverständnis gegenüber der Tatsache, dass die «arbeitsfähigen Mädchen» ihre Arbeitskraft nicht als Hausangestellte verkauften oder verkaufen wollten. Dass die Voumards dies als Trotz oder Faulheit deuteten, zeigt sich daran, dass sie sich darüber empörten, dass die Familienväter nichts gegen die Arbeitsverweigerung ihrer Töchter unternahmen. Auf einer abstrakteren Ebene kann die Kritik an den Familienvätern, die ihre Töchter nicht zur Arbeit anleiteten, als allgemeine Kritik an der panamaischen Gesellschaft verstanden werden, da die patriarchale Kernfamilie aus einer bürgerlich-liberalen Perspektive die kleinste Zelle der Gesellschaft darstellt. Auch die von den Voumards zumindest implizit hergestellte Verbindung von genereller Arbeitslosigkeit mit individueller Faulheit beziehungsweise Arbeitsverweigerung kann so gedeutet werden. In «The Rhetoric of Empire» schreibt David Spurr, dass im kolonialen Diskurs jede

individuelle Schwäche eine politische Entsprechung hat und sich umgekehrt jede politische Unzulänglichkeit auf der individuellen Ebene spiegelt. Ein solcher Zusammenhang besteht auch zwischen individueller Trägheit und Arbeitslosigkeit. Im kolonialen Diskurs ist die Kritik am Individuum immer eine Gesellschaftskritik, genauso wie umgekehrt die Diagnose politischer Missstände auf Charaktereigenschaften der Bevölkerung übertragen wird.⁴¹

Selbst wenn, wie in den oberen zwei Beispielen, gar kein konkretes Arbeitsverhältnis bestand, wurde das Verhältnis der ehemaligen Tropenschüler zur Nicht-Weissen Lokalbevölkerung als eine hierarchische Arbeitsbeziehung konzipiert. Dies lag einerseits daran, dass die Tropenschüler oft eine Stelle innehatten, bei welcher sie Nicht-Weisse Arbeitskräfte beaufsichtigen mussten. Gleichzeitig war es aber auch einem selbstverständlichen Überlegenheitsgefühl geschuldet, dass auf rassistischen Vorannahmen beruhte. Zum kolonialen Diskurs gehörte die Vorstellung einer Hierarchie der «Völker» und «Rassen», an deren Spitze die Weisse westeuropäische «Rasse» steht. Die Arbeitshierarchie bildete dieses Machtgefälle ab. Der Historiker René Lenzin schreibt in diesem Zusammenhang über Schweizer in Ghana: «Die koloniale Arbeitswelt war entlang der «Rassen»-Grenze geteilt und streng hierarchisiert. Die Urteile, die Weisse über afrikanische Angestellten abgeben, erfolgen demnach immer aus der Position des Vorgesetzten.»⁴²

FAULHEIT UND FLEISS

Ein wiederkehrender Topos, der häufig in Zusammenhang mit dem Arbeitsverhältnis zwischen Weissen und Schwarzen und der Kontrolle der Ersteren über die Letzteren auftaucht, ist jener des faulen Afrikaners beziehungsweise «Eingeborenen». Bereits in den Briefausschnitten von Zürcher aus Kenia und von den Voumards aus Panama manifestierte sich dieser Topos implizit, da sie die Tatsache, dass die Kenianer nicht auf der von Zürcher verwalteten Plantage beziehungsweise die «arbeitsfähigen Mädchen» nicht bei den Voumards als Hausangestellte arbeiten wollten, als Arbeitsverweigerung im Allgemeinen wahrnahmen, gegen die der Staat beziehungsweise der Familienvater eigentlich vorgehen müsste. Anne McClintock schreibt in «Imperial Leather», dass der von den Siedlern am unermüdlichsten eingesetzte Differenzmarker gegenüber den Afrikanern die Zuschreibung von Faulheit, Langsamkeit und Ineffizienz war. Mit der Bezeichnung der anderen als faul ging es darum, sich von ihnen abzuheben.⁴³ Es war also eine Form des *Othering*. Dies lässt sich daran erkennen, dass die Beschreibung der Faulheit, Arbeitsverweigerung, Langsamkeit oder Unfähigkeit der Nicht-

Weissen oft damit einherging, dass der eigene Arbeitseifer hervorgehoben wurde. Gleichzeitig berechnete die Rede von der «Faulheit» der «Eingebo-
renen» zu ihrer Erziehung, also zur Einnahme einer überlegenen Position
ihnen gegenüber.⁴⁴ Für die Daheimgebliebenen und insbesondere für die
zukünftigen Auswanderer berichtete Thomas Bircher von seiner Arbeit als
Vermesser auf einer kolumbianischen Plantage. In seiner Beschreibung fin-
den sich alle drei Elemente: der Faulheitsvorwurf, das Hervorheben des
eigenen Arbeitseifers und das Erziehungsmandat: «Ich hatte einem meiner
Gehilfen, einem faulen Bengel von achtzehn Jahren, befohlen, einem Baum
die Krone abzuhaue, da sie mir im Weg war. Er ging hin, starrte in die
Höhe, kam zurück und behauptete, dass er nicht hinaufsteigen könne. Es
handelte sich um einen Baum am Rande einer Schlucht, den er aus Angst
nicht besteigen wollte. [...] Aber sei überzeugt, wenn er Angst hat, dann
nützt ein Donnerwetter *alleine* nichts. Bezeichne ihn ganz verächtlich als
elenden Feigling mit einer sehr schlechten Erziehung, weil er einen Befehl
nicht befolge und es wage zu widersprechen. *Aber dann, mein Lieber, dann
gehst du hin, machst es wie ich, und steigst selbst hinauf!* (So, du kannst nicht,
he?), schnauzte ich ihn einige Male an, während ich zu jenem Baum hinras-
te. (Du kannst nicht, he?), fragte ich erneut und warf das Seil um einen ho-
hen Ast, mit Hilfe eines beschwerenden Aststückes. Dann zog ich die Stie-
fel aus und kletterte hinauf. [...] Ich persönlich war ein ausgepumpter,
kraftloser Fleischhaufen, aber um alles in der Welt hätte ich nicht anhalten,
geschweige denn wieder umkehren dürfen. (Du kannst nicht, he?), schnauzte
ich ihn dann wieder aus der Höhe oben an, liess mich rasch hinunterglei-
ten, wiederholte in schärfstem Ton den Befehl und rannte halbtot wieder
zum Instrument zurück.»⁴⁵ [Hervorhebungen im Original]

Bircher erzählte, wie er sich gegen die scheinbare Faulheit seines An-
gestellten durchgesetzt hatte. Sein Angestellter weigerte sich, einen Auftrag
auszuführen. Diese Weigerung wurde von Bircher weder respektiert noch
ernst genommen; seinem Angestellten erklärte er, sein Verhalten sei ein
Zeichen schlechter Erziehung. Die Angst, die Birchers Schilderung ent-
sprechend durchaus berechtigt war, und die Faulheit, die Bircher seinem
Angestellten unterstellte, waren für ihn Ausdruck derselben Trotzhaltung.
Der Umgang mit seinem Angestellten, den Bircher beschrieb, war sehr
harsch. Angesichts der wiederholten Beleidigungen könnte man von einer
Form von psychischer Gewalt und Nötigung sprechen. Birchers Verhalten
seinem Angestellten und – womöglich noch bedeutsamer – seinen Leserinnen
und Lesern gegenüber enthüllt aber auch den performativen Charakter
von Macht. Bircher war – seiner eigenen Einschätzung zufolge – ausser Form
und musste dies für seine Machtinszenierung überspielen. Darüber hinaus
musste er seinen Angestellten degradieren (verbal und performativ), um

seine Autorität über ihn herstellen und sichern zu können. Neben einer
Machtdemonstration erfüllt das Besteigen des Baumes in Birchers Erzäh-
lung noch zwei weitere Funktionen. Erstens eine erzieherische: Er zeigte
seinem Angestellten, was dieser zu tun habe und dass seine Angst unbe-
rechtigt sei. Zweitens zeigte er seinem Angestellten und seinen Leserinnen
und Lesern, dass er selbst keine Arbeit scheute. Das Gewicht, das er diesem
letzten Aspekt gab, zeigt sich an seiner Hervorhebung des Satzes: «Aber
dann, mein Lieber, dann gehst du hin, machst es wie ich, und steigst selbst
hinauf!» Der Satz lässt ausserdem vermuten, dass Bircher ein weiteres er-
zieherisches Ziel verfolgte: Seinen Leserinnen und Lesern, insbesondere
den künftig auswandernden Tropenschülerinnen und -schülern, zu zeigen,
dass «richtige» Auswanderer nicht auf der faulen Haut lagen. Damit wende-
te er sich womöglich gegen das Stereotyp des faulen Kolonialherren, der be-
fieht, ohne selbst etwas zu können. Bircher, der seinem Bericht zufolge ei-
nige Mühe gehabt hatte, überhaupt eine Stelle in Kolumbien zu finden, und
sich wiederholt über die blasierten europäischen Plantagenbesitzer ener-
viert hatte, machte hier vielleicht auch auf einen Klassenunterschied auf-
merksam und positionierte sich gegenüber einer besitzenden Klasse als
tüchtiger Einzelkämpfer.

Tüchtigkeit und Fleiss wurden auch von anderen ehemaligen Tropen-
schülern als typisch schweizerische Eigenschaften beschrieben, die sowohl
bei den Angestellten wie teilweise auch bei den nicht schweizerischen Vor-
gesetzten fehlten.⁴⁶ Aus Honduras schrieb Alfons Kyburz: «Nach alter
Schweizer Sitte habe ich mich natürlich halbtot geschunden und kam kürz-
lich aus dem Spital mit einem ulcer (Peptic Ulcer!!).»⁴⁷ Harte Arbeit stilisier-
te er als schweizerische «Sitte». Sein Magengeschwür diente ihm als hand-
fester Beweis für seinen Fleiss. Im selben Brief an seinen ehemaligen Lehrer
Frederik Rohn fügte Kyburz an: «Wie Sie sehen, bin ich natürlich immer
noch mit der United Fruit Company, obwohl der Stock unten ist und alles
wackelt, typisch schweizerisch harre ich aus!»⁴⁸ Neben harter Arbeit defi-
nierte er also auch Loyalität, Mut und Standhaftigkeit als schweizerische
Tugenden. Für das Selbstverständnis der Tropenschüler spielte offenbar das
Schweizersein eine zentrale Rolle. In der Kommunikation mit der «Hei-
mat» grenzten sich die Tropenschüler auch von anderen Weissen ab, indem
sie ihre harte Arbeit als typisch schweizerisch definierten.

Die Herabsetzung der Nicht-Weissen Lokalbevölkerung diente der Le-
gitimation kolonialer Intervention respektive europäischer Präsenz in den
(ehemaligen) Kolonien. Zudem sollte die Differenz zwischen Kolonisieren-
den und Kolonisierten beziehungsweise zwischen Weissen und Nicht-
Weissen konstruiert, aufrechterhalten und eine Machtposition verteidigt
werden.⁴⁹ Wie Spurr darlegt, ging es bei der diskursiven und praktischen

Herabsetzung der Nicht-Weissen Bevölkerung aber nicht bloss um ein positives Abheben, sondern auch um eine Form der Selbstkontrolle und -erhaltung. Das Andere wurde nämlich immer auch begehrt: «[T]he obsessive debasement of the Other in colonial discourse arises not simply from fear and the recognition of difference but also, on another level, from a desire for and identification with the Other which must be resisted.»⁵⁰ Dies kann in Zusammenhang mit dem Diskurs über Faulheit nachvollzogen werden. Reimer Gronemeyer etwa interpretiert den Wunsch, die europäische Arbeitsmoral durchzusetzen und kapitalistisch organisierte Lohnarbeit in Afrika zu etablieren, als «eine Art idiosynkratische Raserei, die den faulen Negern antun muss, was man selber erlitten hat. Die Versklavung durch Arbeit muss auch den Afrikanern übergestülpt werden.»⁵¹ Der Topos des «faulen Eingeborenen» erweist sich im Anschluss an diese Überlegungen als ambivalent: Hinter ihm verbirgt sich ein neidvolles Begehren nach einer freieren, vorkapitalistischen Existenz, die noch nicht von der Arbeit versklavt ist. Die radikale Ablehnung der Faulheit beziehungsweise alternativer Wirtschaftsformen wäre dann ein Ausdruck der Notwendigkeit, den heimlichen Wunsch eines Ausstiegs aus der Leistungsgesellschaft abzuwehren und zu kontrollieren. In einer psychoanalytischen Sichtweise entspringt das rassistische Motiv des «faulen Eingeborenen» also dem Hass auf das unterstellte Geniessen des Anderen – in der Projektion «des Anderen als denjenigen, der wesentlich mein eigenes Geniessen stiehlt»⁵².

«DIE TAGE UNEINGESCHRÄNKTER
HERRSCHAFT SIND VORBEI»⁵³

Während manche ehemalige Tropenschüler von ihren Privilegien als Weisse profitieren und ein relativ angenehmes Leben in den Tropen führen konnten,⁵⁴ mussten andere unter Ausbeutungsverhältnissen arbeiten.⁵⁵ So berichtete Heinrich Fuchs 1953 nach zwei Jahren Arbeit und Aufenthalt auf einer Plantage in Oriente, im Süden Brasiliens: «Man nützt mich redlich aus! Noch nie in meinem ganzen Leben ging es mir so bescheiden, geldlich wie jetzt hier in Brasilien. [...] Es reicht mir kaum für Kleidung, geschweige denn für etwaige kleine Freuden, die man nach getaner Arbeit nicht verschmähen würde, ohne leichtsinnig zu sein. An Urlaub[,] Heimat oder gar eine Reise nach Europa ist nicht zu denken. Ich sitze fest.»⁵⁶

Wiederum andere konnten gar nicht erst eine Stelle finden. Nachdem er auf seine Bewerbungen nur Absagen oder keine Antwort von verschiedenen Konsulaten, Gesandtschaften und Unternehmen erhalten hatte, stellte Roland Mäder in seinem Brief an das Sekretariat der Tropenschule 1954 frustriert fest: «Bei Eintritt in die Schule wurde uns in einer netten Anspra-

che erklärt, dass für Abenteurer in dieser Schule kein Platz sei; nach einem Jahr jedoch finde ich für uns keinen andern Namen als vielleicht noch Idealisten.»⁵⁷ Das Idealbild der Tropenschule und die Realität, wie er sie erlebte, klafften für ihn auseinander. Seine Aussage suggeriert, dass die Tropenschule auf Vorstellungen der Tropen und der Arbeitsverhältnisse dort basierte, die nichts mit der Wirklichkeit zu tun hatten. Auch Eduard Knecht nahm 1952 in einem Brief aus Java (Indonesien) auf den Abenteurer-Topos Bezug: «Aus all dem Geschriebenen geht hervor, dass Chemiker, die jetzt nach Indonesien gehen möchten, eine sehr starke Abenteurerlust besitzen müssen und keinesfalls an eine Existenzmöglichkeit glauben dürfen. Immer mehr werden inländische Chemiker engagiert, die mit noch bescheideneren Löhnen zufrieden sind. In fünf Jahren werden keine Europäer mehr in der Zuckerindustrie tätig sein können. [...] Selbst mir wurde die nicht geringe Abenteuerlust gebrochen.»⁵⁸

Abenteurerlust scheint in Knechts Beschreibung an Leichtsinnigkeit oder Naivität zu grenzen. Die Situation, die er in Java beschrieb, war aus der Sicht europäischer Auswanderer nicht rosig, und die Zukunftsprognose, die Knecht stellte, war noch schlechter. Tatsächlich veränderten sich im Zuge der Dekolonisierung⁵⁹ die Arbeitsmöglichkeiten für Auswanderer. Davon waren Arbeiten im mittleren Sektor, für die die Tropenschüler ausgebildet worden waren, in besonderem Masse betroffen. Im Zuge der Nationalisierung in vielen neuen unabhängigen Staaten wurden Weisse je länger desto mehr nur noch als Experten in höheren Positionen gesucht. Von dieser Erkenntnis zeugt auch ein Brief, den Thomas Elmiger 1967 aus Tansania an seinen ehemaligen Lehrer und den Sekretär der Tropenschule, Hans Bumann schickte. Die Tropenschule sei eine «Schnellbleiche» und müsse entweder geschlossen oder revidiert werden, schrieb Elmiger.⁶⁰ Sein Ärger bezog sich auf zwei Aspekte. Einerseits auf das falsche Bild, das er von den Tropen erhalten habe, und andererseits auf die mangelhafte Bildung, die ihm zuteil geworden sei. In Tansania habe er feststellen müssen, «dass die viel gepriesene Tüchtigkeit und der gute Willen auf fruchtlosen Boden fallen, wenn nicht die einzige, unerlässliche Voraussetzung besteht, nämlich hart geschultes und auf Erfahrung und Forschung aufgebautes Wissen mit überdurchschnittlicher Intelligenz». Er begründete dies so: «Der Umfang des Bizeps ist für den Weissen unbrauchbar geworden, da er lokal im Überschuss vorhanden ist, wenn er nicht versteht, den Farbigen erfolgreich einzusetzen, wozu es Wissen und Intelligenz braucht. Hier ist die Zeit der Dilettanten und Amateure abgelaufen [...]»⁶¹

Wie seine Kollegen beschrieb Elmiger eine Diskrepanz oder Diskontinuität. Einerseits kontrastierte er seine Vorstellungen der Tropen mit der von ihm vorgefundenen Realität. Andererseits zeichnete er einen Bruch

zwischen einem vergangenen Zustand («die Zeit der Dilettanten und Amateure») und der erlebten Gegenwart («in welcher Weisse Wissen und Intelligenz vorweisen können müssen»). Damit beschrieb Elmiger gewissermassen das Ende der selbstverständlichen Weissen Vorherrschaft, deren Legitimation auf vermeintlichen «Rassenunterschieden» basierte. Allerdings zeigt sich an seiner Schilderung der «neuen» Situation, dass das hierarchische Verhältnis entlang von Rassengrenzen in der Arbeitsorganisation bestehen blieb. Denn Weisse, so könnte man schliessen, werden in Führungspositionen noch immer gebraucht, es wird von ihnen jetzt einfach eine bessere Bildung verlangt. Entscheidend scheint, dass in den Tropen eine andere Art von Arbeit von den Weissen verlangt wurde: Arbeit, die nicht mehr nur Fleiss, sondern auch Wissen voraussetzte.

Auch in Zusammenhang mit den Arbeitsverhältnissen wurde das Ende der kolonialen Ära beklagt. Thomas Herzog schrieb 1962 aus Ceylon: «Arbeiterfrage und Labour management [sic] werden immer je schwieriger, Gewinn + Verluste immer schmäler und müssen schärfer beobachtet werden, da Steuern einen grossen Teil wegnehmen (Entwicklungsländer). Die Tage uneingeschränkter Herrschaft sind vorbei.»⁶² Herzog fasste die Situation vieler Tropenschüler während der Dekolonisierung zusammen. Vielerorts war die Stimmung zwischen Vorgesetzten und Angestellten angespannt, oft in Zusammenhang mit Unabhängigkeits-, Befreiungs- und Bürgerinnen- und Bürgerrechtsbewegungen. Europäische und nordamerikanische privatwirtschaftliche Unternehmen mussten aufgrund entwicklungspolitischer Massnahmen teilweise hohe Gewinnsteuern zahlen. Die Goldene Ära des Kolonialismus, in der es eine «uneingeschränkte Herrschaft» der Weissen gab, ist freilich eine Fantasie. Weisse Vorherrschaft war stets brüchig und musste immer wieder aufs Neue artikuliert und mit Gewalt hergestellt werden. Dennoch wurde der Prozess der Dekolonisierung aufseiten der Kolonisierenden als Neuformierung hegemonialer Machtverhältnisse empfunden und – wie sich an den Quellausschnitten zeigt – als (bedauerter) Verlust von Privilegien.

1970 gelangte Erwin Arpagaus, der Leiter der Tropenschule, zu folgendem Schluss: «Der bekannte Selbständigkeitsdrang der Entwicklungsländer führt auch dazu, dass Stellen, die vor einigen Jahren durch unsere Ehemaligen besetzt werden konnten, heute zum Teil von einheimischen Arbeitskräften eingenommen werden. Gesucht werden aber nach wie vor Entwicklungshelfer als Experten. Nach unserer Meinung sollte die Tropenschule in Zukunft «Experten» ausbilden.»⁶³

Seine Aussage verdeutlicht einerseits die Verschiebung im globalen Arbeitsmarkt, die im Zeitraum meiner Untersuchung stattgefunden hat, und zeigt andererseits die Konstituierung einer neuen Figur im Zeitalter der

Dekolonisierung auf: der Experte und Entwicklungshelfer. Diese Figur zeichnet sich weniger durch Tüchtigkeit als durch ihren Wissensvorsprung aus. Arpagaus' Vorstoss stiess eine Reorganisation der Tropenschule Anfang der 1970er-Jahre an, die schliesslich in der Anerkennung als Technische Hochschule 1981 endete. In den 1970er-Jahren verschob sich ihr Fokus immer mehr auf die Ausbildung in der landwirtschaftlichen Entwicklungshilfe.

VOM TATMENSCHEN ZUM EXPERTEN

Obwohl die Schweiz nie eine formale Kolonialmacht war, muss sie auch in der zweiten Hälfte des zwanzigsten Jahrhunderts als Teil einer kolonialen beziehungsweise postkolonialen Weltordnung verstanden werden: Einerseits waren die Schweiz und ihre Akteurinnen mit aussereuropäischen Gebieten wirtschaftlich und kulturell verflochten; andererseits partizipierten Schweizer Akteure an (post-)kolonialen Narrativen. Die Analyse der Korrespondenzen ehemaliger Tropenschüler mit Blick auf Vorstellungen von Arbeit beziehungsweise Nicht-Arbeit hat gezeigt, wie zentral diese für die Konstituierung von Selbstverständnissen und ihrer Abgrenzung gegenüber Anderen sind. Selbst- und Fremdbilder werden häufig über die Kategorie der Arbeit ausgehandelt und Vorstellungen von Arbeit über Selbst- und Fremdbilder artikuliert. Da Arbeit grösstenteils innerhalb von hierarchischen Machtstrukturen stattfindet, werden beim Sprechen über sie häufig auch Machtverhältnisse beschrieben und verhandelt. So wurde der koloniale Topos des «faulen Eingeborenen» übernommen und in Abgrenzung dazu ein Bild des «tüchtigen Schweizers» konstruiert. In ihrer dezidiert liberalen Ausformung grenzte sich die «schweizerische Arbeitsmoral» auch von den klassischen, patriarchalen Kolonialherren ab. Wie ich gezeigt habe, wird das Verständnis von Arbeit transnational verhandelt, hat aber, wie das hier dargestellte Beispiel zeigt, spezifische lokale Ausformungen. Die beschriebenen diskursiven Konstruktionsprozesse fanden nicht nur vor dem Hintergrund kolonialer, sondern auch spezifisch schweizerischer Diskurse statt. Die Untersuchung der Korrespondenz ehemaliger Tropenschüler aus dem Ausland gibt somit auch Aufschluss über das in der Schweiz vorherrschende Arbeitsverständnis, das sich an Idealen von kapitalistischer Lohnarbeit, Unternehmertum, Fleiss, Selbstdisziplin und Loyalität gegenüber dem Unternehmen orientierte.

Bedingt durch die Dekolonisierung lässt sich im untersuchten Zeitraum eine Verschiebung feststellen. Der Wandel der Arbeitssituation und der wahrgenommenen Weltordnung der Ausgewanderten führte zu einer

Infragestellung und Neuformierung ihrer Selbst- und Fremdbilder. Die zunehmende Ausformung der internationalen Arbeitsteilung in der Nachkriegszeit, welche Produktionsprozesse vermehrt in den globalen Süden verlagerte und den Westen als «Wissensgesellschaft» neudefinierte, führte auch zur Rekonfiguration des Selbstbildes vom «tüchtigen Tatmenschen» zum «Experten».

- 1 «Bericht eines Ehemaligen aus Kolumbien», in: Mitteilungsblatt der Tropenschule des Schweizerischen Tropeninstituts 8 (1960), S. 9–11, S. 10, Archiv des Schweizerischen Tropeninstituts (ASTI).
- 2 In den Gründungsakten ist explizit von «jungen Menschen beiderlei Geschlechts» die Rede. Frauen blieben aber über die gesamte Laufzeit der Tropenschule deutlich in der Minderheit und tauchen in den von mir gesichteten Quellen kaum auf. Ich habe mich entschieden, dieses Ungleichgewicht im Quellenmaterial abzubilden, indem ich nur dann die weibliche Form verwende, wenn Frauen in den Quellen explizit mitgemeint waren oder wenn sie von mir mitgemeint sind.
- 3 Für meine Forschungsarbeit wurde mir vom Schweizerischen Tropeninstitut freundlicherweise Einblick in sein privates Archiv gewährt. Herzlichen Dank dafür an Lukas Meier, Marcel Tanner und Giovanni Casagrande. Mittlerweile befinden sich die Dokumente im Basler Staatsarchiv und wurden mit neuen Signaturen versehen.
- 4 Vgl. dazu z. B. Kocka, Jürgen. «Work as a Problem in European History», in: Ders. (Hg.). *Work in a Modern Society. The German Historical Experience in Comparative Perspective*, New York 2010, S. 1–15.
- 5 Vgl. Osterhammel, Jürgen. «The Great Work of Uplifting Mankind». *Zivilisierungsmission und Moderne*, in: Barth, Boris; Osterhammel, Jürgen (Hg.). *Zivilisierungsmissionen. Imperiale Weltverbesserung seit dem 18. Jahrhundert*, Konstanz 2005, S. 363–425.
- 6 Gronemeyer, Reimer. «Vom weissen Kreuzzug gegen den schwarzen Müßiggang», in: Ders. (Hg.). *Der faule Neger. Vom weissen Kreuzzug gegen den schwarzen Müßiggang*, Reinbek bei Hamburg 1991, S. 15–79.
- 7 Vgl. Conrad, Sebastian; Randeria, Shalini. «Einleitung. Geteilte Geschichten – Europa in einer postkolonialen Welt», in: Dies. (Hg.). *Jenseits des Eurozentrismus. Postkoloniale Perspektiven in den Geschichts- und Kulturwissenschaften*, Frankfurt a. M. 2002, S. 9–49.
- 8 Patel, Kiran Klaus. *Nach der Nationalfixiertheit. Perspektiven einer transnationalen Geschichte*, Berlin 2004 [Antrittsvorlesung], <http://edoc.hu-berlin.de/humboldt-vl/patel-kiran-klaus-2004-01-12/PDF/Patel.pdf>, S. 8.

- 9 Vgl. Linden, Marcel van der. *Workers of the World. Essays toward a Global Labor History*, Leiden 2008, S. 6–9.
- 10 De Vito, Christian G. «New Perspectives on Global Labour History. Introduction», in: *Workers of the World* 1/3 (2013), S. 7–31, S. 17.
- 11 Linden, Marcel van der. «Enjeux pour une histoire mondiale du travail», in: *Le Mouvement Social* 241/4 (2012), S. 3–29, hier S. 16.
- 12 Trivellato, Francesca. *The Familiarity of Strangers. The Sephardic Diaspora, Livorno, and Cross-Cultural Trade in the Early Modern Period*, New Haven 2009, S. 7.
- 13 Vgl. Spivak, Gayatri Chakravorty. «The Rani of Sirmur», in: Barker, Francis (Hg.). *Europe and its Others. Proceedings of the Essex Conference on the Sociology of Literature*, July 1984, Colchester 1985, S. 128–151.
- 14 Vgl. Ashcroft, Bill; Griffiths, Gareth; Tiffins, Helen. *Post-Colonial Studies. The Key Concepts*, London 2000, S. 171–173.
- 15 Um den Konstruktcharakter der Kategorien Schwarz und Weiss zu markieren, benutze ich für beide Begriffe (auch in adjektivischer Verwendung) die Grossschreibung.
- 16 Vgl. etwa Dietze, Gabriele. «Critical Whiteness Theory und Kritischer Okzidentalismus. Zwei Figuren hegemonialer Selbstreflexion», in: Tissberger, Martina; Dietze, Gabriele (Hg.). *Weiss – Weisssein – Whiteness. Kritische Studien zu Gender und Rassismus*, Frankfurt a. M. 2006, S. 219–240; Michel, Noémi; Honegger, Manuela. «Thinking Whiteness in French and Swiss Cyberspaces», in: *Social Politics* 17/4 (2010), S. 423–449.
- 17 Vgl. z. B. die Einleitung und die Beiträge in Purtschert, Patricia; Lüthi, Barbara; Falk, Francesca (Hg.). *Postkoloniale Schweiz. Formen und Folgen eines Kolonialismus ohne Kolonien*, Bielefeld 2012; Purtschert, Patricia. «Postkoloniale Diskurse in der Schweiz. (De) Schorsch Gaggio reist uf Afrika», in: *Widerspruch* 15/27 (2008), S. 169–177.
- 18 Vgl. Meier, Lukas. *Im Tropenfieber. Das Schweizerische Tropeninstitut (STI) im Spannungsfeld zwischen ökonomischem Kalkül und humanitärer Tradition 1943–1961. Unveröffentlichte Lizentiatsarbeit*, Basel 2007, S. 23.

- 19 Brief von Otto Zipfel vom 21.10.1942, Staatsarchiv Basel Stadt (StABS), Universitätsarchiv I 71.1, Schweizerisches Tropeninstitut, 1942–1944, zitiert nach: Meier, Tropenfieber, S. 16.
- 20 Vgl. Rohn, Frederik. «Zur Gründung einer Schweizerischen Tropenschule in Basel» vom 19.6.1943, Staatsarchiv Basel Stadt, StABS, ED-REG 1c 190-2-5. Vgl. auch Meier, Tropenfieber, S. 35–39.
- 21 Vgl. Meier, Lukas. «Das Schweizerische Tropeninstitut – Ein assoziiertes Institut der Universität Basel. Vom Nebeneinander zum Miteinander», in: *Historisches Seminar Basel* (Hg.). *Universität Basel 1460–2010*, Basel 2010, S. 1–14, S. 1.
- 22 Vgl. Portman, Adolf. «Wachtablösung im Schweizerischen Tropeninstitut» vom 17.10.1972, ASTI.
- 23 In England gab es das Colonial College and Training Farms in Hollesbay, in Holland die Reichsackerbauschule zu Wageningen, in Frankreich die Französische Kolonialschule in Nantes und in Deutschland die Deutsche Kolonialschule in Witzhausen. Diese Institutionen bildeten Kolonialbeamte und Kolonisten aus. Daneben gab es Institutionen wie die School of Modern Oriental Studies in England, die Akademien von Delft und Leiden in Holland, die französische École coloniale und das Seminar für orientalische Sprachen in Berlin, die eine eher theoretische Ausbildung anboten und ausschliesslich höhere Regierungsbeamte ausbildeten. Vgl. Baum, Eckhard. *Daheim und überm Meer. Von der Deutschen Kolonialschule zum Deutschen Institut für Tropische und Subtropische Landwirtschaft in Witzhausen*, Witzhausen 1997, S. 12; N.N. «Kolonialschulen», in: Meyers Grosses Konversations-Lexikon. Band 11, Leipzig 1907. Dieselben Länder verfügten meist auch über Tropen- beziehungsweise Kolonialinstitute.
- 24 Vgl. dazu Meier, Tropenfieber, S. 9–10; Guex, Sébastien. «De la Suisse comme petit Etat faible. Jalons pour sortir d'une image en trompe-l'oeil», in: Ders. (Hg.). *La Suisse et les grandes puissances, 1914–1945. Relations économiques avec les Etats-Unis, la Grande-Bretagne, l'Allemagne et la France*, Genève 1999, S. 7–29, S. 8; Behrendt, Richard. *Die Schweiz und der Imperialismus. Die Volkswirtschaft des hochkapitalistischen Kleinstaates im Zeitalter des politischen und ökonomischen Nationalismus*, Zürich 1932, S. 49; Witschi, Beat. *Schweizer auf imperialistischen Pfaden. Die Schweizerischen Handelsbeziehungen mit der Levante 1848 bis 1914*, Stuttgart 1987, S. 243.
- 25 Eine weitere Namensänderung war die Folge. Die Tropenschule hiess nun Technikum für Tropische Landwirtschaft (TTL).
- 26 Vgl. Brief von Thierry Freyvogel an das Eidgenössische Volkswirtschaftsdepartement und das Bundesamt für Landwirtschaft zwecks der Anerkennung der Tropenschule als Technikum für tropische Landwirtschaft vom 29.10.1979, Beilage 4 und «Liste der bis jetzt eingegangenen Adressen von ehemaligen Tropenschülern im Ausland» von Juni 1956, beide ASTI.

- 27 Dieser Begriff stammt aus dem «Memorandum über eine mögliche Zusammenarbeit des Schweizerischen Tropeninstituts in Basel mit den schweizerischen privaten Mittelschulen auf dem Boden einer allgemeinen schweizerischen Tropenschule», welches M. H. Müller, Direktor des Athenaeum Basel am 30.12.1943 an Alfred Gigon schickte, StABS ED-REG 1c 190-2-5.
- 28 Vgl. z. B. «Das Tor zu den Tropen», in: *National-Zeitung* vom 23.8.1955; «Wer in ein tropisches Land auswandern will, muss sich rechtzeitig dafür rüsten», in: *Schweizerische Allgemeine Volks-Zeitung Zofingen* vom 6.11.1954; «Vorbereitung für die Tropen... Das Schweizerische Tropeninstitut», in: *Tages-Anzeiger* vom 1.9.1945, alle ASTI; Rohn, Frederik. «Zur Gründung einer Schweizerischen Tropenschule in Basel» vom 19.6.1943, StABS, ED-REG 1c 190-2-5.
- 29 «Vorbereitung für die Tropen...», in: *Tages-Anzeiger* vom 1.9.1945, ASTI.
- 30 «Das Tor zu den Tropen», in: *National-Zeitung* vom 23.8.1955, ASTI.
- 31 Ebd.
- 32 Vgl. z. B. Brief von Heinrich Fuchs an Max Burri vom 7.11.1953, ASTI.
- 33 Brief von Max Burri an Otto Wyler vom 30.8.1957, ASTI.
- 34 «Wer in ein tropisches Land auswandern will, muss sich rechtzeitig dafür rüsten», in: *Schweizerische Allgemeine Volks-Zeitung Zofingen* vom 6.11.1954, ASTI.
- 35 Rohn, Frederik. «Zur Gründung einer Schweizerischen Tropenschule in Basel» vom 19.6.1943, StABS, ED-REG 1c 190-2-5.
- 36 Vgl. dazu Barth, Boris; Osterhammel, Jürgen. «Vorwort», in: Dies. (Hg.). *Zivilisierungsmissionen*, S. 7–11; Mann, Michael. «Torchbearers upon the Path of Progress». *Britain's Ideology of a (Moral and Material Progress) in India*, in: Fischer-Tiné, Harald; Mann, Michael (Hg.). *Colonialism as Civilizing Mission. Cultural Ideology in British India*, London 2004, S. 1–26.
- 37 Aus Personenschutzgründen wurden alle Namen der Tropenschüler geändert. Die richtigen Namen sind der Autorin bekannt.
- 38 Brief von Jörg Zürcher an Frederik Rohn vom 11.4.1954, ASTI.
- 39 McClintock, Anne. *Imperial Leather. Race, Gender and Sexuality in the Colonial Contest*, New York 1995, S. 252–253.
- 40 Rundbrief von Johann und Christelle Voumard vom Juni 1970, ASTI.
- 41 Vgl. Spurr, David. *The Rhetoric of Empire. Colonial Discourse in Journalism, Travel Writing, and Imperial Administration*, Durham (N.C.) 1993, S. 76.
- 42 Lenzin, René. «Afrika macht oder bricht einen Mann». *Soziales Verhalten und politische Einschätzung einer Kolonialgesellschaft am Beispiel der Schweizer in Ghana (1945–1966)*, Basel 1999, S. 194.
- 43 McClintock, *Imperial Leather*, S. 252.

- 44 Vgl. Gronemeyer, Kreuzzug, S.16.
 45 Rundbrief von Thomas Bircher vom 23.2.1955, S.17–18, ASTI.
 46 Vgl. z.B. Brief von Karl Knuchel an Max Burri vom 26.6.1970, ASTI.
 47 Brief von Alfons Kyburz an Frederik Rohn vom 3.12.1959, ASTI.
 48 Ebd.
 49 Vgl. Spurr, Rhetoric, S.78.
 50 Ebd., S.78.
 51 Gronemeyer, Kreuzzug, S.22–23.
 52 Žižek, Slavoj. «Geniesse deine Nation wie Dich selbst. Der Andere und das Böse – vom Begehren des ethnischen (Dings)», in: Lettre International 18 (1992), S.28–34, S.29.
 53 Brief von Thomas Herzog an Max Burri vom 10.12.1962, ASTI.
 54 Vgl. z.B. Brief von Friedrich Herzig an E. Bachmann vom 5.9.1948, ASTI; Brief von Hans Wyss an Frederik Rohn vom 2.5.1954, ASTI.
 55 Vgl. etwa Brief von Heinrich Fuchs an Max Burri vom 22.2.1953, ASTI.
 56 Brief von Heinrich Fuchs an Max Burri vom 22.2.1953, ASTI.
 57 Ebd.

- 58 Brief von Eduard Knecht an die Tropenschule vom 19.8.1952, ASTI.
 59 Sebastian Conrad versteht Dekolonisierung in Abgrenzung zu Dekolonisation als «umfassenden Prozess, der weniger präzise zeitlich einzugrenzen ist und die ganze Spannbreite gesellschaftlicher, wirtschaftlicher, politischer und kultureller Transformationen meint, die mit der Ablösung kolonialer Herrschaftsformen im Zusammenhang stehen. Dekolonisierung betrifft daher auch nicht lediglich die Staaten, die selbst kolonisiert waren oder Kolonialmacht waren, sondern bezeichnet eine grundlegendere gesellschaftliche Veränderung von Vorstellungs- und Ordnungsmustern.» (Conrad, Sebastian. «Dekolonisierung in den Metropolen», in: Geschichte und Gesellschaft 37 [2011], S.1–22, S.4.)
 60 Brief von Thomas Elmiger an Hans Bumann vom 18.6.1967, ASTI.
 61 Ebd.
 62 Brief von Thomas Herzog an Max Burri vom 10.12.1962, ASTI.
 63 Arpagaus, Erwin. Die Zukunft der Tropenschule, in Mitteilungsblatt der Tropenschule des Schweizerischen Tropeninstituts 26 (1971), S.4, ASTI.

TRAVAIL MORALISATEUR

KONFIGURATIONEN DER ARBEIT IM MODERNEN STRAFVOLLZUG

URS GERMANN

Der Strafvollzug gehört auf den ersten Blick zu den «Unorten» der modernen Arbeitsgesellschaft. Als geschlossenes Zwangssystem steht das Gefängnis jedenfalls in schroffem Gegensatz zum Bild der marktvermittelten und leistungsorientierten Erwerbsarbeit, die den individuellen Lebensunterhalt sichert und Garant der sozialen Identität ist. Arbeit steht hier vielmehr im Zeichen der Übelzufügung, Ausbeutung, Besserung oder Wiedergutmachung, wobei sich diese Zielsetzungen im Lauf der Zeit allerdings mehrfach veränderten.¹ So erstaunt es nicht, dass die Geschichte der Arbeit bislang wenig Interesse an solchen Formen der «unfreien Arbeit»² gezeigt hat. Aber auch seitens der Kriminalitäts- und Gefängnisgeschichte scheint eine gewisse Scheu zu bestehen, ins Fahrwasser der einschlägigen Untersuchung von Georg Rusche und Otto Kirchheimer zu geraten, die in den 1930er-Jahren den historischen Wandel der Strafvollzugsregimes mit den wechselnden Anforderungen der gesellschaftlichen Produktions- und Arbeitsverhältnisse begründete und später zu einem wichtigen Anknüpfungspunkt für Michel Foucaults «Überwachen und Strafen» wurde. Tatsächlich sahen die beiden Vertreter der Frankfurter Schule im neuzeitlichen Strafvollzug primär ein Korrektiv, mit dem die herrschenden Klassen auf die Unter- oder Überversorgung der Märkte mit produktiven und disziplinierten Arbeitskräften reagierten. Gemäss dieser These bezweckte die Gründung von Arbeits- und Zuchthäusern im 17. und 18. Jahrhundert die Mobilisierung brachliegender Arbeitsressourcen, während – vereinfacht gesagt – im frühen 19. Jahrhundert, als die Bevölkerungsentwicklung zu einem Überangebot an billigen Arbeitskräften führte, der Abschreckungseffekt der Strafe verstärkt in den Vordergrund trat.³

Auch wenn sich dieser makroökonomische Ansatz längst als zu eng und zu eindimensional erwiesen hat, sind die Wechselwirkungen und Berührungspunkte zwischen der Entwicklung der modernen Arbeitsgesell-